

Zeitschrift: Wissen und Leben
Herausgeber: Neue Helvetische Gesellschaft
Band: 26 (1923-1924)
Heft: 25

Artikel: Der Sendschreiben-Streit : Lavater und die Zürcher Schulmänner
Autor: Hürlimann, Martin
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-748515>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 16.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

DER SENDSCHREIBEN-STREIT

LAVATER UND DIE ZÜRCHER SCHULMÄNNER ¹⁾

Anfangs 1775 erschien in Berlin und Leipzig mit der Datumsbezeichnung « Zürich, im Christmonat 1774 » ein 31 Seiten starkes Büchlein *Sendschreiben an den Verfasser der Nachrichten von den Zürcher Gelehrten im 1. Bande der allgemeinen theologischen Bibliothek, worin nebst anderm einige Nachrichten von Herrn Diacon Lavater enthalten sind von einem Zürcherischen Geistlichen*. Diese anonyme Schrift wandte sich in dem witzigsten, elegantesten Stil, den das aufgeklärte Zürich zu vergeben hatte, gegen Lavater und seinen wachsenden Anhang in Zürich, unter dem junge, unreife Geistliche mit ihrem lauten Gebaren den ganzen Zorn des Verfassers auf sich gelenkt hatten. Erst wendet er sich gegen Lavaters Eitelkeit, anknüpfend an Rousseaus Worte an ihn (Lavater), er habe wenige Freunde, aber wahre: « Ob aber Herr Lavater viele oder wenige, gute oder schlechte Freunde habe, das weiß ich nicht; hergegen weiß ich zuverlässig, dass er sich irrt, wenn er sich einbildet, dass alle die, denen seine Behauptungen oft falsch und oft ein bisschen lächerlich vorkommen, seine geschworenen Feinde seien, so Breitinger, Bodmer, Gessner, Steinbrüchel, Ulrich, Hirzel, Tobler und Füssli — alle Mitbürger und Männer, von denen Herr Lavater sich, ohne seine Bescheidenheit in große Unkosten zu setzen, belehren und zurechtweisen lassen kann! Wenn er diese einmal hört und der dienstfertigen Jungens nicht achtet, die, die Kotschaufel in der einen Hand und die schmetternde Trompete in der anderen, durch alle Gassen Deutschlands laufen und jedem, der nicht zur Zunft gehört, die Zunge bis in den Schlund messen — so soll Herr Lavater sehen, ob ein Mensch mehr Freunde habe, als er.» Er sei gewiss ein vortrefflicher Mann, « nur sollte er seinem unbändigen Leibpferdchen, der Imagination, worauf er manchmal über Stock und Staude, ventre à terre, herumjagt, dass einem Hören und Sehen vergehen möchte, den Kappzaum anlegen. Wenn sein Kopf einmal von einer Idee warm ist, so hat

¹⁾ Aus einem soeben im Verlag A. Kröner, Leipzig, erscheinenden Buche *Die Aufklärung in Zürich*.

er für alles übrige keine Sinnen mehr. » Der Prophet gelte eben nur wenig im eigenen Vaterlande. Wenn der Zürcher von Lavaters Auslandsfahrten höre, wo er auf seiner Reise nach dem Gesundbrunnen aus der Postkutsche gestiegen, wo er gepredigt usw., « nicht anders, als wenn der liebe Heiland leibhaftig umherreiste, den Menschen das Evangelium zu verkünden, » so frage er sich verwundert, ob das derselbe Lavater sei, dessen misslungene Wunderkuren unter uns von ihm zeugen usw.; natürlicherweise sei da die erste Bewegung Erstaunen, die zweite — ein lautes Hohngelächter. — Es wird sodann die Physiognomik belächelt und an Lavater wie auch an Pfenninger getadelt, « dass sie die Sprachverderber begünstigten und die Modephilosophie unter uns einführen möchten ». « Von den Rekruten, die sie dem Heilande zugeführt haben und wofür er ihm gewiss schlecht danken wird, sage ich nichts; denn da würd ich kein Ende finden . . . Es ist nicht anders, als wenn alle fünf Jahre ein verderblicher Wind über unser Land führe, der die Gehirne unserer Leute austrocknete. Als vor vielen Jahren Klopstock nach Zürich kam, ward der Messias flugs auf allen Kanzeln so gepredigt, wie ihn Klopstock besungen hatte. Vor ungefähr zehn Jahren war vom Rentier bis zum Schornsteinfeger, die Studenten mitgerechnet, alles Patriot. Nachher kam Lavater mit seinem Wunderkram aufgezogen — und siehe da, unsere Ältesten träumten Träume und unsere Junggesellen sahen Gesichter. »

Die Schrift erregte ziemliches Aufsehen, sowohl in Zürich wie in Deutschland, wo das große Ansehen, das Lavater genoss, darunter zu leiden drohte. Deshalb meldeten sich auch alsbald seine Anhänger, und es erschienen zwei anonyme Verteidigungsschriften (die eine von dem Prediger Passavant in Hamburg), denen sich als gewichtigste dritte in Zürich eine aus der Feder des nachmaligen Antistes Hess anschloss.

Zunächst muss rein literarisch bemerkt werden, dass die Antworten an Stil wie an Witz weit hinter dem Sendschreiben zurückstehen, ja es im Grunde missverstehen. Die einzig richtige Antwort wäre gewesen, den Gegenschlag mit gleichen Waffen der Satire zu führen. Besonders Hessens Antwort macht einen etwas bemühenden Eindruck. In umständlicher, trockener Weise werden darin die Vorwürfe zurückgewiesen und gewissen-

haft festgestellt, die Schrift sei nicht objektiv, das Gute bei Lavater überwiege doch das Schlimme usw. Es wird nicht einmal eine Verteidigung Lavaters unternommen, sondern Hess sucht, wie ein vorsorglicher Richter, die eine, allzu ungestüme Partei in ihre Schranken zu weisen, ohne zu beachten, dass sich der Sendschreiber aus dem Gerichtssaal aufs offene Feld literarischer Fehde begeben hatte und nur dort richtig getroffen werden konnte.

Wie aber verhielt sich Lavater selbst? Er war nicht der Mann, solche Hiebe einfach hinzunehmen, sondern entschloss sich mit der ihm eigenen frischen Initiative, mitten ins feindliche Wespennest selber vorzustößen. Die Folge war eine Reihe von Briefen, die unmittelbar in die bestehenden Gegensätze hineinführen und namentlich einen Begriff von der Machtstellung der Zürcher Schulleute geben, gegen welche Lavater unmöglich aufkommen konnte. Als Hauptgegner vermutete er den etwas behäbigen, aber geistig sehr regen, oft auch bissigen Philologen Steinbrüchel. Dieser hatte aus seinen ausgeprägten Sympathien und Antipathien nie ein Hehl gemacht, während Breitinger, dessen Lieblingsschüler und Freund er war, nicht verfehlte, auch Lavater gegenüber ein autoritatives väterliches Wohlwollen zu zeigen. So glaubte Lavater, sich an Breitinger als Vermittler wenden zu können, und schickte ihm einen Brief für Steinbrüchel mit folgendem Begleitschreiben:

„Väterlicher Freund,
wenn Sie diesen Brief nicht *töricht* und *unbrüderlich* finden, so ersuch ich Sie um die Gewogenheit, denselben Herrn Prof. Steinbrüchel zu übersenden oder zu übergeben.

Ich darf mir gar nichts mehr trauen, da alles, was ich rede, schreibe, tue und nicht tue — *Schwärmerei* und *Eitelkeit* sein soll; da man sich, ich weiß wirklich nicht, ob ich wach oder träume, *alles Böse gegen mich* — und mir *nichts Gutes gegen andere* erlaubt.

Soll ich, väterlicher Freund, soll ich mich zur Lieblosigkeit oder zur Treulosigkeit an dem was ich für Wahrheit, wie Gott für Wahrheit halte, verleiten lassen? Nein! Ich will mich lieber verleumden lassen, als verleumden! Lieber Böses mit Gutem als Böses für Gutes vergelten. Nein — Ich will — fortwandeln, und *warten*.

Verzeihen Sie.“

Dazu der Brief an Steinbrüchel:

„Mein verehrungswürdiger Herr Professor!

Wiewohl ich sicher weiß, dass ich keine Schritte tun kann, die nicht übel ausgelegt werden, sicherlich dass ich mag reden oder schweigen, schreiben oder handeln, dass der Lacher immer was zu lachen findet; sicherlich weiß, dass ich nunmehr alles erwarten darf, was ich mir nie als möglich von ehrlich geglaubten *Menschen*, noch weniger von *Mitbürgern*, im geringsten von *Mitgeistlichen* und zwar von solchen, die unaufhörlich von *Moral*, *Freiheit* und *Toleranz* reden — hätte dürfen träumen lassen, ohne mein Herz zu verabscheuen; wiewohl ich mich nun zu allem, allem versehe von Leuten, die bei dem *lautesten Hohngelächter* dennoch *so wahr Gott lebt* meine *Freunde* und *Verehrer* sein wollen; so mag ich doch Ihnen, denen ich in meinem Leben nichts zuleid getan, als dass ich bei allen Gelegenheiten, mündlich, schriftlich und durch den Druck alles Gute sagte, was ich immer wusste, von dem ich immer sagte und glaubte: „Steinbrüchel hat doch ein ehrliches Herz“, — ich wage es, sage ich, Ihnen an diesem Tage zwei Bitten in Ihren Schoß zu legen, deren Gewährung ich von Ihrer Wahrheits- und Billigkeitsliebe erwarte.

Fürs Erste:

Zu glauben, dass ich Ihnen und allen Teilhabern an dem *Sendschreiben* aufrichtig vergebe, herzlich Gutes wünsche und nicht aufhören werde, nicht das Böse, das ich allenfalls von Ihnen sagen könnte, sondern nur alles mögliche Gute zu sagen, wie es dann immer ausgelegt werden mag.

Fürs Zweite. (Hier verlangt Lavater die Erklärung eines Herrn Weiß, von dem er sich besonders benachteiligt glaubte.)

Übrigens, mein hochverehrter Herr Professor, werden Sie, wird kein Freund der Wahrheit mir verdenken, wenn ich allenfalls der Welt, vor der ich verleumdet zu sein glaube, mit aller möglichen Bescheidenheit und Sanftmut, aber zugleich mit aller möglichen Deutlichkeit, *Dokumente* vorlegen werde, dass der unbrüderliche Verfasser dieses Sendschreibens eine *Unwahrheit an die andere* hängt, in *dem* nämlich, was er von *sich* und von *mir* sagt.

Ich habe nichts weiter zu sagen als dies: Wer Arges tut, der hasst das Licht und kommt nicht zum Licht, auf dass seine Taten nicht gestraft werden. Wer's aber mit der Wahrheit hält, der kommt zu dem Lichte, dass seine Taten offenbar werden. Lasst uns, wertester Herr Professor! unsere Herzen prüfen und morgen mit redlicher Liebe vor unserm gemeinschaftlichen Herrn erscheinen.

Zürich, zu Hause, den 15. April 1775.

Am Abend vor Ostern.

J. C. Lavater, Pfarrer am Waisenhaus.“

Zu diesem zweischneidigen Brief muss für Lavater bemerkt werden, dass seine beteuerte Achtung für Steinbrüchel nicht nur eine Phrase war. Wenigstens versichert der Sohn seines Freundes Hess, sein späterer Amtsnachfolger Salomon Hess: « Es tat Lavater in der Seele weh, dass Steinbrüchel sein erklärter Gegner war, hinter welchem sich einige jüngere verbar-

gen und Gift und Galle über ihn ausspien — er hatte nicht bloß Achtung, sondern Liebe für seine Person. Wenn Steinbrüchel nur halben Wegs ihm entgegengekommen wäre, er wäre ihm in die Arme gelaufen und hätte ihn geküsst. So wenig wich er ihm aus, dass er ihn oft in der Konventstube aufsuchte, um eine Viertelstunde mit ihm konferieren zu können. In den *Examini- bus rigidis*, wo Steinbrüchel die ganze Stärke seiner Lehrkraft an den Tag legte, war niemand fleißiger und aufmerksamer, als Lavater. «Wir finden einander doch noch,» sagte er ein paarmal zu mir — «ist's nicht hier, so ist's in der künftigen Welt. Steinbrüchel *muss* mein Freund sein. O! wenn er ein Herz zu *mir* hätte wie ich zu *ihm* — wie wäre mir das Seelenfreude!» — Die Zudringlichkeit solcher Anfreundungsversuche war gar nicht nach dem Geschmack des nüchternen Steinbrüchel, der nur zu sehr die unüberbrückbare Verschiedenheit der Naturen und das Zufällige in Lavaters überschwänglichen Anwandlungen fühlte. In dem angeführten Briefe aber steht allerlei nicht gerade Schmeichelhaftes, so die verhüllte Anklage, Steinbrüchel sei Verfasser oder mindestens Anstifter des Sendschreibens, das voller Verleumdungen und Lügen sei. Ja, Lavater kommt sogar mit Drohungen, deren Grund nicht recht ersichtlich ist und die wohl mehr nach Bedeutendem aussehen sollen. Diese nicht sehr schmeichelhaften Dinge mussten durch den von Vergebung und Herzensgüte triefenden Stil nur um so aufreizender wirken. Im besonderen aber zeigt der Brief gerade etwas, was im Sendschreiben mit gegeißelt worden war, in hohem Maße: Leicht verletzte Eitelkeit, die Lavater alles persönlich auffassen und ihn in Angriffen sofort unnoble Feindschaft wittern ließ, der gegenüber er sich dann als beleidigte Unschuld einen Märtyrerschein aufzusetzen liebte. Wir führen dies keineswegs an, um Lavater herunterzureißen, dessen Lauterkeit und ungewöhnliche Begabung außer Frage stehen; es soll nur erklärt werden, wie es bei Lavaters Wesen für kritische, bedeutende Mitmenschen unmöglich war, auf die Dauer ohne Reibungen an seiner Seite zu wirken, da seine dauernde Aggressivität, wenn sie auch noch so edel gemeint war, doch nicht durch eine entsprechend überlegene, unanfechtbare Persönlichkeit gestützt wurde. Das Gleiche gilt von seinem Verhältnis zu Goethe, mit dem er sich

hätte überwerfen müssen, auch wenn Goethe zufällig anders geartet gewesen wäre.

Steinbrüchels Antwort ließ an Deutlichkeit nichts zu wünschen übrig und zeigt in der bissigen, schonungslosen Offenheit der Sprache die Wucht der Gegensätze, die hier aufeinander prallten.

„Verehrungswürdiger Herr Pfarrer!

Wenn Sie mich unter die Verfasser des Sendschreibens zählen — denn diesmal haben Sie, wie es scheint, ein ganzes Heer von Riesen zu bekämpfen — so erweisen Sie mir eine Ehre, die ich nicht verdiene. Nehmen ließ ich mir das freilich nicht *insoweit* ein Teilhaber desselben zu sein, als die darin enthaltenen *Urteile* meist auch meine Urteile sowie der rechtschaffensten und einsichtsvollsten Männer unserer Stadt sind.

Dass ich seit langem mit diesen Männern allerdings aus ehrlichem Herzen und nach meiner Überzeugung laut geurteilt und laut gewünscht habe, dass so viel Geist und Aktivität als ich an Ihnen immer hochgeschätzt habe und noch schätze, weniger zum Dienste einer eitlen *Schwärmerei* möchten angewandt werden, das wussten Sie ja ebenso lang und *mussten* es wissen. — Irrten wir, warum haben Sie uns nicht eines Besseren belehrt? Warum hören diese Urteile, nur seit sie gedruckt sind und jedermann sie lesen kann, auf, Ihnen gleichgültig zu sein? dass Sie im Ernst böse sind und sich so jämmerlich gebärden? — Bei uns anderen niedrigen Erdenbewohnern würde man freilich dergleichen Betragen kurz und gut einer beleidigten Autor-Eitelkeit zuschreiben.

Allein, Sie haben mich doch immer gelobt? Schlimm genug, teuerster Herr Pfarrer! für Sie und für mich, wenn ich es nicht verdient habe und umsonst, wenn Sie dadurch mein Urteil zu bestechen hofften. Ich habe *die* Autor-Freundschaft nie gekannt, die in einem kaufmännischen Tausche von Lobeserhebungen und Bewunderung besteht, wobei die Wahrheit nie in Anschlag kommt. Ihre wirklichen Verdienste habe ich immer, soweit ich sie einsah, ohne Rücksicht auf Wiedervergeltung willig und mit vollem Munde gelobt. Aber solange mir Gott ein bisschen Vernunft lässt, erwarte niemand, dass ich Schwärmerei nicht Schwärmerei nennen, oder auch bei Gelegenheit (ohne wider Moralität, Freiheit und Toleranz zu sündigen, deren Wert ich innigst empfinde) gerade deswegen nicht lachen werde, weil ich überzeugt bin, dass Lachen das einzige bewährte Mittel gegen dieses Übel ist. Nehmen Sie mir's nicht übel, mein lieber Herr Pfarrer, Sie haben ehemals im *Erinnerer* (vergessen haben Sie's doch nicht?) über manche Dinge gelacht, wo nicht Schwärmerei war, wo ich nicht gelacht hätte.

Verleumdungen und Lügen und was weiß ich alles, wovon das Sendschreiben voll sein *soll*, das mögen Sie meinethalb mit dem Autor ausmachen, damit belade ich mich nicht.

Dass aber bei Ihrem Argwohn Geschwindgläubigkeit und Imagination Ihnen vermutlich abermals einen leidigen Streich mögen gespielt haben, kann Ihnen vielleicht Herr Prof. Usteri zeigen, wenn er es der Mühe wert hält, mir

lohnt sich's nicht. — Aber wahr ist's wenn Pater Gassner¹⁾ auch Paralogismen austreiben kann, dann möcht' ich ihm wohl auch einen Patienten empfehlen.

Für Ihre Erweckung, die Kommunion betreffend, bedanke ich mich. Ich versichere Sie, dass ich ebenso ruhig kommuniziert habe und Ihnen zu allen nur möglichen Dienstleistungen, der *Vernunft und Wahrheit* unbeschadet, vor Gott die Hand im Geiste wenigstens ebenso brüderlich dargeboten habe, als Sie es gegen mir immer mögen getan haben. Das mögen Sie mir nach Belieben glauben! Denn gewiss sollen Sie unter allem dem Bösen, das Sie mir nachsagen *könnten*, aber so großmütig nicht nachsagen *wollen* mit Wahrheit nur nicht einmal denken können, Steinbrüchel ist ein *Heuchler*.

Den 19. April 1775.

Joh. Jakob Steinbrüchel,
Professor.“

Bevor dieses Schreiben abgesandt war, hatte Lavater (am 18. April) Breitinger einen Besuch abgestattet, um ihm bittere Klagen vorzubringen. Verschiedene Briefe aus Deutschland meldeten, dass das Sendschreiben wie ein Lauffeuer von einer Stadt zur andern und von einer Universität zur andern umhergehe. Zur Rettung seiner Ehre und seines guten Namens sehe er sich demnach genötigt, folgende Forderungen zu stellen: Herr Professor Steinbrüchel, Meister und Hottinger sollten ihm eine gedruckte Schrift ausliefern, worin sie sich gegen das Publikum erklärten, dass im Sendschreiben so und so viel Lügen enthalten wären, welche er namhaft zu machen sich vorbehalte. Hierzu fordere er sie nun auf, nicht als die Verfasser des Sendschreibens, sondern als Leute, die bekanntermaßen am meisten über sein System gelacht hätten.

Als Breitinger diesen Auftrag Steinbrüchel überbrachte, erklärte dieser erst, dass er Lavater nun auch nicht einmal den Brief schicken werde; er tat dies dann aber doch mit einer Nachschrift:

„Da ich Ihnen gestern diesen Brief zuschicken wollte, erweckte die Erzählung von den *wunderseltsamsten* Zumutungen und Drohungen, die an Herrn Chorrherrn Breitingers Hochwürden, Herren Professor Meister und Hottingern nebst mir in Ihrem Namen sind hinterbracht worden, mir einige Bedenklichkeit, Ihnen meine Antwort zuzusenden, weil Sie mir, die Wahrheit zu gestehen, nicht genau in *der* Lage zu sein schienen, in der ein Mann sein soll, dem man vernünftiger Weise schreiben kann. Allein, der Rat solcher Männer, deren Einsicht ich zu verehren alle Ursache habe, überwog meinen Zweifel und hier haben Sie eine Antwort von mir, in der ich mich des Vorteils nicht bediene, den mir *Ihr* Verfahren allerdings gibt.“

¹⁾ Bekannter Wunderdoktor, mit dem sich Lavater gerade damals beschäftigte.

Diesen Briefen kam übrigens nicht die bloße Bedeutung heutiger Privatbriefe zu, sondern beinahe die einer Zeitungsdiskussion, gingen sie doch bei den Interessierten von Mund zu Mund, von Hand zu Hand.

Die Stellung Breitingers, die Art, wie er sein «Vermittleramt» auffasste, und in welchem Geiste er Lavaters Klagen anhörte, erhellen zur Genüge aus dem Brief, in dem er diesem über seinen Besuch bei Steinbrüchel berichtete:

„Mein verehrungswürdiger Freund und Bruder!

Wie ich von der einen Seite von Herzen froh bin, dass Sie, mein Herr und Freund, mir durch die Ehre eines freundschaftlichen Besuches, die schon lange gewünschte Gelegenheit verschafft, mich einmal auch gegen Sie wegen des mutwilligen Unfugs, den einige von Ihren jungen geistlichen Freunden in dem Mietauer Journal und den Erfurter Zeitungen, bisher ungeahndet, aber zum größten Ärger des Publikums getrieben und damit zu dergleichen Personal-Satiren, worüber Sie sich dermalen zu beschweren Ursache finden wollen, zuerst den Ton angegeben haben, vertraulich zu erklären; so ist es mir auf der andern Seite sehr verdrießlich, dass ich in der mir aufgegebenen Handlung gegen Prof. Steinbrüchel nicht glücklicher gewesen bin. Heute morgen übersandte mir gedachter Herr Professor zum Einschluss nach getroffener Abrede, ein Antwortschreiben, unter der Adresse an Sie. Da mir aber die Gelegenheit Ihres gestrigen mündlichen Auftrags an ihn zu bringen entgangen war, so suchte ich ihn zu Hause, um mich meiner Kommission aufs beste zu entladen. Allein nicht sobald eröffnete ich meinen Kapitulationsvorschlag (denn so wurde es angesehen), so erfolgte der unwiderrufliche Entschluss, dass er bei dieser neuen Zumutung sein Antwortschreiben wieder zurücknehme und ruhig abwarten wolle, was Herr Pfarrer Lavater an ihn zu suchen habe. (Das Schreiben wurde, wie wir gesehen, dennoch abgeschickt)

Hier haben Sie, mein verehrungswürdiger Freund, eine getreue Rechenschaft von meiner fehlgeschlagenen Verrichtung. Im übrigen gebe ich Ihnen zum Beschluss noch die Frage zu beherzigen: „Was hätte der Heiland in einem ähnlichen Falle getan?“ — dessen teurer Gnade ich Sie hiermit empfehle, unter aufrichtiger Versicherung, dass ich aus Kenntnis Ihrer übergroßen Talente und außerordentlichen Tätigkeit zur Beförderung alles Guten Sie von ganzem Herzen hochschätze und verehere und also sei

Dero ganz ergebenster

Den 19. April 1775.

Freund und Diener

Breitinger, Prof.“

Nach dieser zwiefachen Abfuhr vermochte Lavater erst recht nicht zu schweigen, und nur noch spärlich deckt das Salbungs- und Vergebungsvolle seines Stils die persönliche Erregung in einem Antwortschreiben an Breitinger, in welchem er zunächst

an die Beschuldigung der Provokation von seiten seiner eigenen Anhänger anknüpft. Die beiden erwähnten Artikel sind an sich sonst bedeutungslos und nur zwei zufällige Stimmen aus Lavaters übereifriger Gefolgschaft, die die Leute um Breitinger und Steinbrüchel als Ganzes treffen wollten.

„Noch ein Wort, das letzte, will's Gott, über diese Angelegenheit, mein, ich noch so sagen darf, väterlicher Freund!

Sie wissen schon, dass niemand als *Hartmann* an den höchst ungerechten Nachrichten in den Erfurter Zeitungen Anteil hat und in der *Nachricht von den zürcherischen Geistlichen*, die man nie also publiziert wissen wollte, die Privat-Nachricht auf eine Aufforderung war, finde ich kein Wort, das man Unfug und beschimpfenden Mutwillen heißen könnte.

Also haben weder meine *jungen geistlichen Freunde*, noch ich zu Personal-Satiren, wie sie das *Sendschreiben* zu nennen belieben, *den Ton* angegeben.

Wie sehr wird dies Sie freuen, wenn Sie mich lieben.

Von einer *Kapitulation*, die von meiner Seite angetragen sein sollte, weiß ich nichts.

Von Ihrem Besuch bei Prof. *Steinbrüchel*, der über meine Zumutung und Erwartung war, sage ich Ihnen, insofern Sie dadurch *mir* eine Gefälligkeit erweisen wollten, den verbindlichsten Dank. Diese Gütigkeit beschämt mich. Seinen unwiderruflichen Entschluss hat Herr Professor geändert und mir heute eine Antwort gegeben, wo eigentlich keine nötig war.

Ich ziehe mich gerne in meine Stille zurück und möchte dem gewiss lieben Manne nur sagen: „Lachen darf man, aber nicht lügen“; aufrichtig, von ihm glaub ich nicht, dass er das letztere mit Wissen getan. — Ihre letzte Bitte, verehrungswerter Freund, verdient eine Beherzigung. — *Der*, der dem, der ihm eine Ohrfeige gab, geantwortet hatte: ‚Habe ich unrecht geredet, so beweise, dass es unrecht sei, habe ich aber recht geredet, was schlägst du mich‘, *der* lehre mich schweigen, wo ich schweigen, und reden, wo ich reden soll.

Gott leite uns alle in Wahrheit.

Den 21. April 1775.

Ich bin Ihr verbundenster Diener

Joh. Caspar Lavater.“

Statt aber nun seine beteuerte Friedensliebe zu betätigen, benützte Lavater die nächste Gelegenheit, seinen Gegnern eins auszuwischen. Ja, wir müssen sogar bemerken, dass Lavaters offene Gehässigkeit mit der Distanz zum Adressaten wuchs, was uns die schroffe Art Steinbrüchels, der solches Verfahren von Lavater bereits kannte, begreiflicher macht.

Am 12. Mai erschien in den *Frankfurter Gelehrten Anzeigen* (Nr. 38 und 39) ein « Beitrag zur gelehrten Geschichte unserer Zeit », worin sich Lavater mit dem Wunderdoktor Gassner be-

schäftigte, für den er eintrat und zum mindesten eine würdige Untersuchung forderte. «Aber — was werden meine Feinde dazu sagen? — Wenn sie's inne werden — lachen werden sie! und lügen werden sie — und ich? ich lasse sie lachen und lasse sie lügen. — Was kann ich von Leuten erwarten, die sagen durften, dass ich an eine allwissende Viehmagd wie ans Evangelium glaubte und zehn andere Lügen mehr.¹⁾ — Was könnte ich tun, darüber die Lacher nicht lachen, worüber sie nicht lügen würden! denn anders können sie doch wenig oder nichts als lachen und lügen. — Nun, gehe das auch noch mit! ich rede nämlich von meinen Feinden. — Es ist leichter lachen als untersuchen. *Der Narr lacht und der Weise untersucht . . .*»

Nachdem so Lavater und seine Verteidiger reichlich zu Wort gekommen waren, ließ sich die Gegenseite wieder vernehmen in «*Briefen, in der Person des Verfassers vom Sendschreiben usw. an den Verfasser der Nachricht von den zürcherischen Gelehrten*», ein Manuskript für Freunde, in 2. Auflage 1776 zu Halle erschienen, 60 Seiten stark. Mit der gleichen satirischen Feder wie im Sendschreiben wird Lavaters Art, mit Andersdenkenden umzugehen, verspottet: «Aber ich seh es wohl, Sie sind ein Zweifler, ein Vernünftler, — ein abscheulicher Mann, der keine Wunder glaubt und nie betet, ohne die Erhöhung dem lieben Gott anheim zu stellen, und mit einem solchen Menschen mag ich nicht zanken . . . Vom unsterblichen Gessner bis hinunter zu meiner Wenigkeit wird der Täter gesucht und gefunden . . . Wie nun so plötzlich Mitleid an die Stelle der Verachtung getreten ist! Wie nun die Achselzucker so schnell fromme Seufzer geworden sind! . . . Denn was hab ich bei dieser Sache anders getan als dass ich das, was seit langem in unserer Stadt von einem Mund in den andern überging und von niemandem widerlegt noch widersprochen ward, aufschrieb und dem Setzer übergab . . . Viel Geschrei vom vornehmen und gemeinen Pöbel: Viel Seufzer von der Frau Muhme und der Schwester in Christo. Dass auch einige verdienstvolle Männer, die ich ihres Schimpfens ungeachtet, unendlich verehere und hochschätze, dawider eifern, will ich Ihnen nicht verhehlen. Aber auch davon weiß ich und

¹⁾ Lavater sagte einst selbst: «Ich war in Gefahr ein geistlicher Don Quixote zu werden.»

wissen andere die Quelle. — Auf der andern Seite steht ein Häufchen, klein wie die Zahl der Auserwählten, wovon aber jeder für sich genommen den Zehntel des zürcherischen Publikums aufwiegt. (Man sieht, wie stark die Aufklärer das Aristokratische hervorkehrten, denn mit der einseitigen Parteinahme des Publikums war es nicht so weit her. Auf jeden Fall wurde die für die Entwicklung fruchtbare « öffentliche Meinung » nicht von diesem Publikum gebildet, auch wenn seine Parteinahme für Lavater wirklich Tatsache gewesen wäre. Maßgebend war schließlich die Stimmung der Gesamt-Geistlichkeit.) Diese haben ihren Batteux gelesen, kennen Swift, Boileau, Liscov und sind darüber weg, einen ehrlichen Mann, der in einem launigen Stündchen über Schwärmerei lacht, dem Satan zur Züchtigung des Fleisches und des Geistes zu übergeben. Diese kreuzbraven Männer nehmen sich der guten Sache mit allem Eifer an, wenn sie gleich nicht alle mal Lunge genug haben, um es neben den Schreibern auszuhalten, die den Pöbel kommandieren.» Der Verfasser nennt Breitinger, Bodmer, Gessner, Steinbrüchel im Gegensatz zu Lavaters Publikum, welches etwa von der Art eines Küchenmädchens sei, « das sich beim Kohl mit Lavaters Tagebuch herzyniglich erbaut ».

Nachdem sich der Verfasser über Passavants Verteidigung lustig gemacht hatte, bemerkte er zu derjenigen von Hess: « Über den andern mag ich nicht spotten, weil er eine schlechte Sache, so gut als möglich, das ist, noch immer schlecht genug, verteidigt hat. Zwar sollt es mir an Stoff zum Lustigmachen auch hier nicht fehlen. Aber grausam deuchte mir's, über sein Scherflein zu lachen, das er seinem Freunde darreicht . . . Dass bessere Warnung verloren und Satire das einzige Mittel war, welches noch übrig blieb, wird H. H. selber gestehen müssen, wenn er sich der Versuche, die Mitbürger und Ausländer, welche im Sendschreiben größtenteils genannt sind, gemacht haben; wenn er sich dessen erinnert, was er selbst, das traue ich ihm zu, getan haben mag, um Lavatern wieder auf die rechte Bahn zu bringen.» Zu Lavaters eigener Veröffentlichung im *Frankfurter Anzeiger* wird bemerkt: « . . . Schweigen wollen die Leute nicht, und lachen mögen und dürfen sie nicht, was bleibt ihnen denn übrig, als zu stampfen und zu schäumen, als ob sie toll wären.»

Der Verfasser, der sich solange geheim halten konnte, war der 25jährige Geistliche Johann Jakob Hottinger, Lieblingsschüler und späterer Nachfolger Steinbrüchels, der vor nicht langer Zeit von seinem Aufenthalt im Auslande zurückgekehrt war. Es wird zwar von ihm berichtet, er habe später sein jugendlich-aggressives Benehmen bereut und nur Furcht vor Verfeindung mit Steinbrüchel und Salomon Gessner, ohne die er nicht habe leben können noch mögen, habe die Versöhnung verhindert. Dies mag in einem jener Zustände tiefer seelischer Depression bekannt worden sein, an denen Hottinger unter dem Eindruck einer extrem orthodoxen, niederdrückenden Erziehung von Jugend auf litt. Auf jeden Fall hatte er sich durchaus als begeisterter Schüler Steinbrüchels entwickelt. Lavater hatte also wohl nicht ganz ohne Grund in letzterem den geistigen Urheber des Sendschreibens gewittert, wenn er auch nicht den direkten Anstoß dazu gegeben hat. Sowohl Steinbrüchel wie Salomon Gessner sollen einige eigenhändige Zusätze beigesteuert haben, doch sind sie von Hottingers Ausführungen, die sich ganz im Sinn und Stil Steinbrüchels bewegten, natürlich nicht zu unterscheiden. Als der unentbehrliche Mitspieler bei allen Zürcher Fehden fehlt auch diesmal Breitinger nicht, der es zwar kaum mehr nötig hatte, einen Steinbrüchel aufzureizen, und ein alter, freundlicher Herr geworden, im Grunde aber der gleiche Querulant geblieben war. Eine Rede, die er um diese Zeit hielt, benutzte er zu folgender Bemerkung mit deutlicher Beziehung auf Lavater und seine Freunde: « Noch schwerer (als mit den Ungläubigen) ist der Kampf mit den *Frömmlern*, die unter dem Vorwand der Religion die *Vernunft* aus einem Christen *auslöschen* möchten, um ihre *Träume* desto leichter den Gemütern einflößen zu können, und alles auf blindes Gefühl und Phantasie bauen; die nur von Auslegung der Schrift reden und doch die Mittel dazu verachten und aus Redefiguren neue Religionsgeheimnisse bilden und Wunderglauben beim Volk nähren. »

Von dem alten Bodmer, in dessen Kreis sich sonst viele, namentlich patriotisch Gesinnte, sammelten, die mit den Steinbrüchelianern kaum Berührungspunkte hatten, berichtet der Verfasser des Sendschreibens in seinen *Briefen* den Ausspruch: « Ich möchte das Sendschreiben nicht gemacht haben, als froh

bin ich, dass es gemacht ist.» Auf's deutlichste vernehmen wir Bodmers Meinung in einem Brief an H. Meister: « . . . Hat er nicht von dem Mitbürger, dem Mitchristen, dem geistlichen Verfasser des Sendschreibens in der warmen christlichen Liebe präsumieren sollen, er habe ihn in sich selbst hineinführen, ihn von seiner Geschwindgläubigkeit, von seinem Steckenpferd, seinem fanatischen Hang heilen wollen? Da Breitinger, Ulrich (der Antistes) und andere umsonst gearbeitet haben, ihm Hermeneutik, Philosophie, Logik, Viam Examinis, Philologie zu empfehlen — ist es sehr wahrscheinlich, dass der Unbekannte geglaubt, das letzte Mittel gegen Schwärmerei sei Lachen. Und Lachen, selbst den Witz zum Lachen anwenden, wo Grund zum Lachen vorhanden ist, ist nicht Sünde, weder gegen die Moralität, noch gegen Toleranz. Nehmen Sie an, Breitinger oder Ulrich wären die Verfasser des Sendschreibens, würde dann der spitzfindigste Mensch Verleumdungen darin erblicken, Bemühungen, Lavater verächtlich zu machen, von seinem Ruhm herabzustürzen? . . . Lassen Sie mich auch fragen, da der Fanatismus kein Zivilverbrechen ist und niemand die bürgerliche Ehre raubt, gehört er nicht den Skribenten zu, ihn zu bestrafen? Wenn dadurch der Fanatiker an seinem Autorruhm verkürzt wird, was ist das mehreres, als dass ihm genommen wird, was ihm nicht gehörte? » Und ein Jahr nach Erscheinen des Sendschreibens schrieb Bodmer an Schinz: «Herr Lavater hat mir seine hundert geistlichen Lieder und seine Aufopferung Isaaks geschenkt. Er ist zu gütig gegen mich; er weiß doch, dass ich über seine ineptias lache. »

Auch die offizielle *Zensur* stellte sich auf Seite von Lavaters Gegnern. Sie verbot das Büchlein *Charakter Hr. Pfr. H. C. Lavaters, von seinen Freunden und Feinden und von ihm selbst entworfen* (Berlin, Zürich und Frankfurt 1775). Darin war enthalten: Das Sendschreiben und verschiedene Entgegnungen, auch die von Hess, mit einer scharfen Vorrede gegen Hottinger. Ebenso wurde im Februar 1776 die *Appellation an den Menschenverstand* verboten, eine Verteidigungsschrift Pfenningers für Lavater, mit dem Bemerkten, dass diesem sonst eine Verteidigung unbenommen sein solle,

Man begreift, dass einer solchen Phalanx der führenden

Geister Zürichs gegenüber, die zum mindesten die Stimmung in der Geistlichkeit beherrschten, Lavater nicht durchzudringen vermochte, und der «Pöbel», der ihm folgte, historisch nichts ausrichten konnte. Zunächst war Lavater übrigens wieder voll- auf mit anderen Dingen beschäftigt, so vor allem mit der Herausgabe seiner *Physiognomik*, in der wir leider Steinbrüchels Kopf nicht finden, dagegen eine sympathische Darstellung Breitingers. Im Sommer fand auch der erste Besuch Goethes statt, den Lavater zu Bodmer, aber nicht zu Breitinger führte. Der Kummer wurde vorübergehend vergessen, und es war wieder ein rechter Lavater-Rummel in der Stadt, der jedenfalls von den Leuten um Steinbrüchel mit doppelt hohnvoller Ignorierung hingenommen wurde.

Im Januar 1776 gab nun eine Unterhaltung Steinbrüchels mit Lavaters intimstem Freund, Pfenninger, den Anstoß zu einem erneuten Brief Lavaters an den Professor. Er beschwört ihn darin, wenn nicht in persönlichen Auseinandersetzungen, so doch in einigen abendlichen Zusammenkünften mit einigen andern Mitgeistlichen seine Lehre, ohne die er nun einmal nicht zum ewigen Heile gelangen zu können glaube, richtig anzuhören und Satz für Satz zu überprüfen. Zudem beteuert er, er sei kein Schwärmer, der auf innere Empfindung als göttliche Inspiration dringe, sondern zu jeder Untersuchung bereit und fordere eine solche auch für sich.

Steinbrüchel ließ sich auf nichts ein, was auch bei seinem Charakter nach dem einmal Gesagten zu erwarten war. «Wozu eine mündliche oder schriftliche Unterhaltung über gewisse Missverständnisse, wie Sie sagen, dienen könne, nachdem Sie bereits in öffentlichen Blättern Wahrheit für Verleumdung erklärt haben, seh ich nicht ab.» Er erklärt seine Abneigung gegen das Theatralische der vorgeschlagenen Zusammenkünfte, weil ihm die Sache weder eine große noch kleine Synode, weder ein Konzilium noch ein Konziliabulum zu verdienen scheine. «Vor Jahren, mein lieber Herr Pfarrer, als die Asketische Gesellschaft gemeinschaftlich mit Ihnen die Sache hat untersuchen wollen, da wäre das gut gewesen, was Sie jetzt suchen, und dass Sie gerade damals dieser Gesellschaft sich zu entäußern anfangen, das musste manchem befremdlich erscheinen.» Echt stein-

brüchelig und schweizerisch-massiv, wie die ganze Art der Zürcher, ihren Gegnern unangenehme Dinge zu sagen, ist der Schluss des Briefes: « Den Schwärmer ohne Untersuchung zu verfolgen, soll ich mich verbunden achten? Wer sagt Ihnen solch Zeug, lieber Herr Pfarrer? Soviel ist wahr, dass ich den ehrlichen Cervantes, weil er die Don Quixotes und Pansas seiner Zeit, Männer, die übrigens doch auch ihre Verdienste hatten, belacht hat, nicht für intolerant, und den braven Butler wegen seines *Hudibras* für keinen Verfolger halte. »

Damit war diese Angelegenheit erledigt, und es schien überhaupt, als sei der ganze Sendschreiben-Streit zu Ende, als auf März 1776 noch von Lavater selber ein *Schreiben an seine Freunde* (Winterthur) erschien mit dem Motto « Suche den Frieden und jag ihm nach ». Auf vielfaches Drängen seiner Freunde habe er sich entschlossen, eine Antwort auf das Sendschreiben zu verfassen. Die Freunde selber beschwören, ihn nicht zu verteidigen, da ihm das nur Unannehmlichkeiten schaffe. Bitter wird vermerkt, dass die *Lemgoer Bibliothek*, die *Berlinische* und deren Nachsprecher, der *Merkur von Neuchatel*, das Sendschreiben günstig rezensiert hatten. « Aber es ist eine Zeit, wo man sich alles gegen mich erlaubt . . . Bald hab ich einen Dummkopf, der mir vorgeführt wurde, als ein großes Genie bewundert, — bald besitz ich Millionen — und bald keinen Heller. — Bald bin ich ein Materialist — bald ein Herrnhuter. — Bald hab' ich Plan, Papsttum und Luthertum zu stürzen — oder zu vereinigen . . . Elende Lügen, die keine Widerlegung verdienen. » Immer wieder sehen wir, wie Lavater die rhetorische Übertreibung der gegen ihn erhobenen Vorwürfe, von denen er sich am meisten betroffen fühlen musste, als Hauptverteidigung anwendet. In Wirklichkeit war ja gerade *das* der wunde Punkt bei ihm, dass er diese seine « Lehre », von der er immer spricht, und die er immer verteidigen will, gar nicht besaß. Wenn etwa ein Geschichtsschreiber (Schuler) meint, es wäre ihm ein Leichtes gewesen, eine eigene Kirche oder Sekte zu begründen, so mag das vielleicht Lavater selbst auch empfunden haben und sich eines großen Verzichtes zugunsten der Allgemeinheit bewusst gewesen sein. Aber gerade dann, wenn er eine Sekte zu gründen versucht hätte, wäre die Unzulänglichkeit seiner « Lehre » für

ihn katastrophal geworden; denn diese Lehre bestand aus allen möglichen Ideen, die er von überall aufnahm und sofort in Produktivität umsetzte, d. h. mit seiner frischen Initiative verfocht, ohne dass sich diese Ideen je zu einem lebendigen, originellen Gebilde vereint hätten. Gerade dieses Halt- und Wurzellose von Lavaters Umherirren auf der Oberfläche religiöser Erneuerung war es ja, was seine vornehmste Gegnerschaft erweckte, ohne dass er die Freunde verstehen konnte. Dadurch, dass er allem und jedem gerecht werden wollte, Rationalist und Pietist zugleich war, verpuffte schließlich der prophetische Funke, der zweifellos in ihm steckte und gewaltig aufs Leben drang — *dadurch* und nicht durch Missgunst und Neid der Mitbürger.

MARTIN HURLIMANN



CHARLES W. ELIOT

Unter dem Anteil aller gebildeten Schichten der Nation hat dieses Frühjahr einer der repräsentativen Amerikaner unserer Zeit, Charles William Eliot, seinen 90. Geburtstag gefeiert. In voller Frische; davon zeugt das neueste Werk des auch im Patriarchenalter rastlos Tätigen.¹⁾

Volle vierzig Jahre (1869—1909) hat Eliot an der Spitze von Harvard gestanden. Die erstaunliche Entwicklung des amerikanischen Hochschulwesens, das in seinem Werke über die Vereinigten Staaten Lord Bryce als das vielleicht verheißungsvollste Zeichen für den Aufstieg der amerikanischen Demokratie hinstellte, ist größtenteils auf die Initiative des Präsidenten von Harvard und sein vorbildliches Wirken zurückzuführen.

Charles W. Eliot ist im März 1834 in Boston geboren. In einem seinem früh verstorbenen Sohne, einem schöpferisch veranlagten Landschaftsarchitekten, gewidmeten Werke²⁾ sagt er, Generationen hindurch seien in der alten Puritanerstadt die Eliots tüchtige, angesehene Leute, von den Großeltern an Menschen von umfassender Bildung gewesen. Er entschied

¹⁾ *Late Harvest. Miscellaneous Papers written between Eighty and Ninety.* Boston 1924.

²⁾ *Charles Eliot, Landscape Architect.*